



## Lewitscharoff und Grünbein in Berlin

Mit Descartes' Zweifel hat das neuzeitliche Denken begonnen – und sich sogleich ein ungelöstes Problem eingehandelt. Leib und Seele waren fortan getrennt und ließen sich auch Jahrhunderte später – abgesehen von Hoffnungen, die man in junge Cyborgpopulationen gesetzt hatte – nicht mehr zusammenbringen. Im Literarischen Colloquium Berlin stellte man sich aus ewigem Anlass also die Frage: Wie ist es möglich, den spröden Geist der Philosophie mit dem epischen Leib der Poesie zu versöhnen? Zwei Schriftsteller, die sich am Geist vergangen, daraus ein Stück Literatur gemacht und dieses sogar gut verkauft hatten, sollten sich erklären: Sibylle Lewitscharoff, Autorin des im letzten Herbst erschienenen Romans „Blumenberg“. Und Durs Grünbein, der 2003 ein Erzählgedicht über René Descartes vorgelegt hatte. Darf man das reine Geistesleben mit alltäglichem Tand verschatten? Soll man etwas erfinden, wo „Er“ doch bereits alles erdacht hat? Und wie der gemeinen Versuchung entgegen, fragte der durch den Abend führende Kritiker Lothar Müller, den Gelehrten „angekränkt von des Gedankens Blässe“ zu ridiculisieren und damit zu verfehlen?

Mit Lord Byron erklärte Grünbein sein philosophisches Interesse: „I want a hero!“ Darum sei es einem Schriftsteller zu tun, der zu den Fragen seiner Zeit vordringen wolle – eine Figur zu finden, in der sich die zivilisatorische Situation der Epoche kristallisiere. Das war für Goethe der Faust und für Grünbein eben Descartes, der Vater des Erkenntnis-Ichs. Höher hinaus kann einer nicht wollen, und die Ambition unternahm sympathischerweise auch keine Versuche, sich unter dem Schleier der Bescheidenheit zu räkeln. Stattdessen gab Grünbein bekannt, im Grunde sei er selbst prädestiniert für den Blumenberg-Stoff gewesen. Als Lyriker verstehe er was von Metaphern und um die war es auch Blumenberg gegangen.

Mit schwäbischem Pragmatismus übergang Lewitscharoff die Übergriffe des frechen Cogito, indem sie Fragen des Archivs beantwortete. Freilich habe sie in Marbach, wo derzeit um die 40 000 Zettel aus dem Nachlass Hans Blumenbergs schlummern, die ein oder andere Pikanterie gefunden, aber sie habe dem Gelehrten eben nicht als Privatperson nahegetreten wollen. Das Weglassen des Vornamens sei eine von vielen Distanzierungsübungen. Auch bei Grünbein wird der Denker nur beim Nachnamen genannt. Und eine weitere Gemeinsamkeit fiel dem Moderator auf: Liegt bei Lewitscharoff ein faden-scheiniger Löwe im Arbeitszimmer des Philosophen, begibt sich Grünbeins Descartes, über eine mittelalterliche Karte gebeugt, ins Löwenrevier der Phantasie. Hic sunt leones („Hier sind die Löwen“) bezeichnete einst blinde Flecke auf alten Landkarten, die unerforschte terra incognita.

Man muss sich das Schreiben über den Geist also als Dressur denken. Sich den Löwen gefügig machen, durch sprachliche Spekulation, durch die Peitsche der Syntax und „süße Beredsamkeit“, von der Lewitscharoff so viel versteht. Den Leser überreden, das, was es nicht geben darf, dennoch zu fressen, darum gehe es doch in der Literatur. Im konkreten Fall also darum, den Geist der Philosophen zu „befleischen“. Der Löwenanteil unserer Bewunderung geht also an beide Autoren. Herzlichen Glückwunsch: Leib-Seele-Problem gelöst!

KATHARINA TEUTSCH

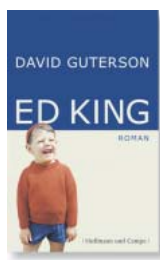
## Literatur

# Wenn Ödipus in der Nähe von Seattle auf seinen Vater trifft

Technik ist der neue Gott: Nach seinem Welterfolg „Schnee, der auf Zedern fällt“ wandelt David Guterson auf den Spuren von Homer: „Ed King“ buchstabiert aus, wohin Königsein heute führt – in die Hände der Maschinen.

Zu Ödipus' Zeit war die Welt der Götter noch im Lot. Sie hatten Namen und Wesen und Ziele. Heute ist das anders, weshalb schon Max Frisch in „Homo faber“ und andere, die sich dem antiken Stoff näherten, die Schwerpunkte etwas verschieben mussten. Immer wirkt bei all diesen literarischen Umsetzungen das kalte Schweigen der Macht gleich kühl. Wer nur, will man in dieses Schweigen hineintrifft, hat denn nun Schuld am Unglück dieses Mannes, der unwissentlich seinen eigenen Vater erschlägt, danach die eigene Mutter ehelicht?

Der bei Seattle lebende David Guterson, 1956 geboren, nimmt zur Antwort in seinem neuen Roman „Ed King“ ein Kollektiv, die amerikanische Gesellschaft, scharf in den Blick. Dafür ist er seit seinem großen Erfolg „Schnee, der auf Zedern fällt“ (1994) bekannt. Er stößt uns gleich zu Beginn in die Niederungen menschlicher Triebe, zu finden bei Familie Cousins. Dort ist soeben das Au-pair-Mädchen Diane eingezogen, weil die Mutter der Cousins wegen Depressionen in die Klinik musste. Walter, der Vater, ist sofort hingerissen. Die Liaison mit dem Mädchen hat Folgen und einen Namen: Ed King. Diane setzt den Neugeborenen auf den Stufen eines Bürgerhauses aus und lebt danach recht gut von der monatlichen Finanzspritze Walters. So nehmen die Dinge ihren Lauf. Ed wächst gut behütet neben einem jüngeren Bruder auf, ohne das Wissen, ein Adoptivkind zu



David Guterson: „Ed King“. Roman.

Aus dem Englischen von Georg Deggerich. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2012. 383 S., geb., 22,99 €.



David Guterson, Jahrgang 1956, schrieb für „Sports Illustrated“ und „Harper's Magazine“, ehe er Schriftsteller wurde. Foto Getty Images

sein. Beide sind mathematisch begabt, Ed außerdem ein Mädchenschwarm und Fan von Gewaltvideos. Dieser explosive, im frühen Medienzeitalter der siebziger Jahre plazierte Eigenschaftscocktail wird Ed zum Verhängnis, als er eines Tages unbeobachtet einen aggressiven Autofahrer maßregelt und so dessen Tod herbeiführt. Der Tote ist Walter, Eds lieblicher Vater, und die Welt, in die Guterson seinen modernen Ödipus setzt, ein sich spiegelndes Gebilde aus trügerischen Verlockungen. Man trinkt Smoothies oder trifft auf Psychologen, die selbst dringend der Beratung bedürftigen. Oder man hat einfach geerbt. Diane, Eds leibliche Mutter, kann in diesen amerikanischen Traum sogar eine Weile einheiraten, mit viel List und dem Willen, den eigenen Körper durch diverse

Schönheitsoperationen vor dem Verfall zu bewahren. Aber irgendwann kommt doch ihre dunkle Vergangenheit ans Licht, und die falschen Freunde stoßen sie aus dem Reichenclan aus. Manchmal, sehr selten, denkt sie noch an ihren Sohn und wie alt er wohl jetzt wäre. Dann wieder ist sie mit Überleben beschäftigt, als Hundeaufführer oder professionelle Lebensberaterin, mit nicht geringem Erfolg. Diane ist Gutersons spannendste Figur, eine wendige Ich-AG, immer sich den Gegebenheiten anschiegend wie ein formloser, weicher Leib. Aber auch für sie gibt es kein Entrinnen aus den Fesseln dieser Ödipus-Geschichte.

Dass Ed King irgendwann in den Armen seiner Mutter Diane landen wird, ist ja nun zu erraten. Es geht Guterson auch

weniger um Spannung, mehr um Unterhaltung und die Anpassung des Ödipus-Stoffs an unsere Zeit. Und so wird der Roman zur Sozialsatire. Er ist auf Übertreibung angelegt, nicht aber auf große Lächer. Diane ist in diesem Dreieck ein sich ständig neu erfindendes Chamäleon und Walter der triebgesteuerte Totalversager, der selbst Frau und Kinder verachtet. Auch Ed selbst glaubt an die falschen Götter. Guterson stellt seine Figuren aus wie willenslose Handlungsträger auf einem großen Schachbrett, geführt und gezogen von einer höheren Gewalt.

Aber der Autor – und das ist beim Lesen dann doch ein kleines Problem – weiß zu viel und erzählt streckenweise fließbandmäßig und mit verhaltenem Enthusiasmus, als wäre er selbst gelangweilt, al-

les das aufzuzählen, was erklärt, warum einer so wird, wie er wird, nämlich Mörder und Inzestpartner. Und es braucht viel Verpackung, um plausibel zu machen, warum hier andere Bedingungen walten als in der Antike. Guterson beschreibt die Figuren durch das, was sie tun, in ihrem blinden Aktivismus. Halten sie doch einmal inne, ist ihnen die Welt schal und hohl, und die Einsamkeit muss schnell vertrieben werden. Technik heißt der neue Gott, dem Ed huldigt, denn Walter hat ihm wenigstens seine Begabung für Zahlen vererbt. Und so startet Ed King, als eine Art Double von Steve Jobs, dem Apple-Gründer, sein gigantisches Unternehmen mit vielsagendem Namen „Pythia“ in der elterlichen Garage. Seine Hybris bleibt keine kurzfristige Angelegenheit der Pubertät, sondern lebensprägend. Mit achtzehn will er die Welt verändern. Nach einem Studium in Stanford reitet er schon bald auf den Wegen des Erfolgs: als Entwickler gigantischer Suchmaschinen und König der Firmenübernahmen. Der nachfolgende tiefe Fall ist da eine geradezu natürliche Konsequenz.

Die Welt von heute, wie Guterson sie beschreibt, hat nur gottgleiche Moderatoren für jede Lebenslage, sogar für den bevorstehenden Inzest, angezeigt durch einen Perspektivwechsel: Der Erzähler spricht uns direkt an, erst die Männer, dann die Frauen. Er stellt leger die Gewissensfrage. Und ja – wie stehen wir nun dazu? Wie fühlen wir uns? Dass der Autor für die folgende Szene von einer kleinen amerikanischen Zeitschrift den Bad Sex Award verliehen bekommen hat, ist höchstens die kuriose Randnote einer dennoch klaren Botschaft: Nichts ist hier mehr heilig. Selbst das Schuldlos-schuldig-Werden ist eine derartig gängige Angelegenheit, dass sie im Roman – statt des antiken Chors – lapidar auf Twitter durchgearbeitet wird, freilich ohne abschließendes Urteil: Viele Stimmen, viele Meinungen. Die Orakel unserer Zeit sind gut gefütterte Computer mit Namen „Cybil“, Eds Liebling, mit dem er viel Zeit verbringt – und der ihm schließlich verrät, dass er und sein Bruder ein anderes Genom haben, so dass er sich überhaupt erst auf die Spurensuche begibt. Guterson buchstabiert aus, wohin Königsein heute führt: in die Hände der Maschinen. Das alles liest sich nett, kann aber nicht mehr erschrecken – und soll es wohl auch nicht.

Die Schuldfrage reicht Guterson damit an den Leser weiter. Der wird den amerikanischen Traum richten, in dessen Namen dies alles geschieht. ANJA HIRSCH

## Kein Freund des Ungefähren

Übersetzer, Schriftsteller, philologischer Wanderarbeiter: Ein „Schreibheft“ widmet sich dem Werk Hanns Grössels

„Ich heiße Hanns Grössel und stamme aus Sachsen.“ Wer sich in so sachlicher Mitteilung und zugleich so diskret daktylischem Versmaß vorstellt, muss ein Dichter sein. Der Übersetzer, Schriftsteller und Kritiker Hanns Grössel, der vor wenigen Tagen seinen achtzigsten Geburtstag feierte, ist ein Dichter.

Zum Grenzgänger zwischen den Sprachen war er gewissermaßen geboren. In Leipzig auf die Welt gekommen, hat er seine Kindheit in Kopenhagen verlebt. Geprägt von der Erfahrung des Krieges und der Besatzung, studierte er in Paris und Göttingen und wurde zum unermüdeten literarischen Vermittler zwischen den vormaligen Verfeindeten. Sartres Reportagen aus dem besetzten Paris hat er übersetzt und die Kriegstagebücher von Paul Léautaud; dem Werk Célines hat er 1981 ein kluges Buch gewidmet. Auch Romane und Reportagen von Georges Simenon und

Boris Vian hat er übertragen und eine funkelnde Auswahl aus den Tagebüchern von Maria van Rysselberghe, der Vertrauten André Gides. Seine besondere Zuneigung gehört Raymond Roussel, dessen Sprachexperimenten er einige seiner schönsten Arbeiten gewidmet hat.

Berühmt aber wurde Grössel, als Literaturredakteur des WDR schon eine Institution, als Vermittler skandinavischer Dichtung, als ihr Nachdichter, Kritiker, Herausgeber und Anthologist. Es ist eine glanzvolle Galerie vor allem der dänischen Weltliteratur, die er den deutschen Lesern eröffnet hat, von Leonora Christina Ulfeldts barocker Autobiographie bis zu Kierkegaards Augenblick, von den Kritiken Georg Brandes' bis zu den Erzählern der Gegenwart. Vor allem aber verbindet sich sein Name mit dem Werk der Inger Christensen. Die frühen Gedichtbände „Licht und Gras“ und die Meisterwerke „alpha-



Hanns Grössel Foto Isolde Ohlbaum

bet“ und „Das Schmetterlingstal“ hat er übersetzt, daneben auch erzählende Prosa, ein Hörspiel, Essays. Wer den enormen Erfolg dieser Dichterin gerade in Deutschland verstehen will, kommt um

Hanns Grössels Übersetzungen nicht herum. Ihre Genauigkeit und ihre Vorliebe für das lakonische Understatement verbinden sich mit der souveränen Kennerschaft dessen, der in beiden Ländern und Literaturen zu Hause ist. Dass er auch noch Lars Gustafssons Essays und die Gedichte des schwedischen Nobelpreisträgers Tomas Tranströmer in sein präzises Deutsch gebracht hat, rundet das Bild. Was Rilke über sein dänisches Alter Ego Malte Laurids Brigge geschrieben hat, könnte das Motto auch dieses Grenzgängers sein: Er ist ein Dichter und hasst das Ungefährere.

Als sich Hanns Grössel vor zwei Jahren in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vorstellte, fügte er der Mitteilung, er heiße Hanns Grössel und stamme aus Sachsen, als Berufsbezeichnung hinzu: „philologischer Wanderarbeiter“. Nachzulesen ist diese Rede jetzt in einem Sonderband der Zeitschrift „Schreibheft“, den Jürgen Ritte und Norbert Wehr zum Geburtstag zusammengestellt haben. Literarische Weggefährten wie Herta Müller, Michael Krüger, Ludwig Harig und Elisabeth Edl überreichen darin poetische und prosaische Geschenke; Isolde Ohlbaums Fotografien zeigen einen heiteren Achtzigjährigen an den Schauplätzen seiner Ko-

penhagener Kindheit. Über den Anlass hinaus aber weist der zweite Teil mit einem Florilegium aus Arbeiten des Jubilars selbst. Denn hier finden sich neben luziden kleinen Essays auch Nachdichtungen von Versen Verlaines, Baudelaire's und Mallarmé's, ein Haiku von Tranströmer und eine Erzählung von Inger Chris-



„Griff ins Wörterherz“. Für Hanns Grössel.

Ein Florilegium, von Jürgen Ritte und Norbert Wehr, Schreibheft-Sonderdruck. Rigodon Verlag, Essen 2012. 127 S., br., 13,- €.

tensen – wunderbare, hier erstmals veröffentlichte Texte. Dass der polyglotte Kosmopolit nebenbei ein Liebhaber des Limerick ist, auch das bleibt dem Leser nicht verborgen. Die Limericks, mit denen Heinrich von Berenberg und Peter Urban-Halle gratulieren, erweisen sich allesamt als Variationen über das schöne Reimwort „Grössel“. HEINRICH DETERING

# Feuilleton live

Die F.A.Z.-Kulturbeilage zum Sommer 2012

Nicht verpassen:  
am 28. April 2012  
in der F.A.Z.

Frankfurter Allgemeine  
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dahinter steckt  
immer ein kluger Kopf.

In Feuilleton live erfahren Sie Überraschendes und Unterhaltsames zu Kunst, Musik, Theater, und allem, was der Sommer kulturell zu bieten hat.

Die F.A.Z.-Feuilletonredaktion berichtet über die Höhepunkte und Geheimtipps des Kultursommers in Deutschland, Europa und der Welt.

Am 28. April 2012 in der F.A.Z.